

Ratatasch

Der hinkende Bote, so wurde er überall genannt, antwortete Xaver: „Alles ist umsonst, aber nichts ist umsonst.“ Er klopfte auf sein Holzbein, dann schwieg er und sah Xaver, der sich verlegen durch die Haare fuhr, lange an.. Sie hatten sich mitten auf der Straße am Flugplatz zufällig getroffen. „Mensch Junge, wie siehst du bloß aus. Verändert! Verändert! Jedenfalls! Es ist ja auch schon lange her, als ihr in die Heimat ausgewiesen wurdet. Mir erzählten die Nachbarn, dass ihr zu Fuß über die Neiße musstet. Und dann hörte ich auch, dass ihr nach sechs Wochen von polnischen Milizen aus Sommerfeld vertrieben wurdet. Wieder zurück über die Neiße. Und jetzt? Du wirst viel zu erzählen haben. Wir stehen hier herum und keine Rollfeldkrähe scheucht uns hier auf, aber es ist nasskalt, und ehe es dunkel wird, gehen wir am besten in mein Haus.

Vor dem alten Haus stand ein Baum mit knorrigem Stamm und ausladenden Ästen wie ein dunkler Wächter. Es war ein Apfelbaum, und nicht die Kirsche, von der Xaver geträumt hatte, wie er sich zu erinnern glaubte. In der Wohnung brannte eine Tischlampe und tauchte den Raum in eine dämmerige Stimmung. „Das ist gerade richtig zum Erzählen von Geschichten und Geschichte.“ Xaver erwiderte etwas ungehalten: „Ich weiß noch, Sie reden immer von großer Geschichte und von Zeitgeschichte. Ich verstehe aber nicht, was das bedeutet.“ Und der Alte antwortete: „Ja, mein Jung, das verstehe ich natürlich, dass du das nicht verstehst, später werde ich es dir erklären. Fangen wir es anders an: Vielleicht Erinnerst du dich noch an die grünesichtigen Frauen aus der Sprengstofffabrik, über die du damals so erschreckt warst. Aber was geschah in der Zeit danach? Also, woran Erinnerst du dich noch? Möchtest du zuvor etwas trinken? Ich leg auch noch ein paar Holzscheite nach.“ Das brennende Holz gab mehr Geräusche als Wärme ab. Xaver überlegte kurz, dann sagte er:

„Ja, auf dem Treck, ja da war die Sache mit dem Amtmann, der einen Aktenwühl Nagel am rechten Zeigefinger hatte. Er verabschiedete sich auf lateinisch „Fluctuat nec mergitur“. Über den Treck möchte ich jetzt nicht reden. Es war einmal. Und jetzt ist jetzt.“

„Dann erzähle doch, wie es euch jetzt geht. Und wie ihr euch durchgeschlagen habt. Was dir gerade einfällt. Deine Mutter sagte immer: ‘Wir werden es schon deichseln’.“

Xaver nahm das ihm gereichte Glas mit Johannisbeerensaft und schlürfte es aus.

Xaver kramte in seinem Kopf, aber ihm fiel gerade nichts ein, er stellte fest, dass er an gar nichts dachte, er wollte sich auch gar nicht erinnern. Am liebsten wäre er auf den Apfelbaum vor dem Haus geklettert und hätte sich in ein Astkreuz gesetzt und von dort aus mit dem hinkenden Boten, der am offenen Fenster stand, gesprochen. So stellte er es sich vor, freilich war ihm klar, dass es nicht leicht wäre, gleichzeitig auf das Gleichgewicht zu achten und dabei zu erzählen, auf der rutschigen Astrinde zur Wahrheit zu kommen, zur Wirklichkeit, und zur Frage des Nachbarn zurückzukommen, der ihm noch ein paar Worte wie Holzscheite an den Kopf warf. Xaver sah den Alten noch lange unschlüssig an, dann sah er an ihm vorbei und

suchte nach einem Punkt, an dem er sich festhalten konnte. Er blickte wieder aufs Fenster, auf einen Ast des Apfelbaumes davor, dessen Umrisse er jedoch in der Dämmerung kaum noch ausmachen konnte, die sich ins Ungefähre verwischten. So erinnerte sich Xaver:

Eigentlich hatten wir Glück. In diesen Zeiten, die man die schweren nannte. Der Krieg war aus. Wir waren noch einmal davon gekommen. Uns hatte keine Granate zerrissen. Von Typhus und Tbc blieben wir verschont. Wir litten Hunger und Durst, aber wir sind nicht verhungert und nicht verdurstet. Man hat uns aus Haus und Hof vertrieben, aus der Heimat, wie man so sagte. Wir mussten alles stehen und liegen lassen, wir mussten auf die Straße, aber wir blieben nicht obdachlos.- Manche kamen nach Sibirien.

Tante Hilde sagte: „Wir müssen neu anfangen. Man darf sich für nichts zu schade sein. Aber es soll wenigstens etwas dabei herauspringen.“

Es ging ums tägliche Brot, jetzt und heute. Alle mussten ran, auch die kleinen Kinder. Wir mussten Schlange stehen, wir standen uns die Beine in den Bauch, wie die anderen auch, obwohl es fast nichts zu kaufen gab. Wir waren nicht die Letzten, doch wenn wir an die Reihe kamen, waren die Lebensmittelkarten und Bezugscheine oft nur ein Stück Papier, auf das es nichts mehr gab.

Tante Hilde sagte: „Und wenn man etwas bekommt, ist es für den hohlen Zahn.“

Nur der Kohlenstaub vom Braunkohletagebau und der Ruß von den Brikettfabriken waren reichlich vorhanden und es gab schwarzen Schnee. Wenn der Wind schwarz von Osten wehte, musste der Kinderwagen schnell ins Haus geholt und die Wäsche von der Leine genommen werden. Und um Energie beim Waschen zu sparen, wurde eine schmutzlösende Vorwäsche mit Kartoffelwasser empfohlen, die Stärke war vielen freilich zu kostbar dafür.

Zur Kulturtechnik der damaligen Zeit gehörte das Schachern. Das Tafelsilber, das wir auf der Flucht noch gerettet hatten, landete für Esswaren auf dem Schwarzen Markt, aus Sicherheitsgründen nur löffelweise; zuletzt kamen Schmuckstücke, eine Leica und eine goldene Sprungdeckeluhr meines Vaters dran. Geld war nicht viel Wert. Für ein Kilo Mohrrüben mußte man acht Mark hinlegen. Die Städter witzelten damals, dass die Bauern sogar ihre Kuhställe mit Teppichen auslegten und dass die Kühe goldene Ohrringe trügen. Ein anderes Bonmot war:

„In schlechten Zeiten geht es den Bauern gut, in guten Zeiten geht es ihnen schlecht.“

Tante Hilde fuhr aufs Land zum Hamstern, während Frauen mit Kopftüchern und Schürzen in den Trümmern beim Steine klopfen zu bewundern waren. Diese Arbeit überließ sie meiner abgemagerten Mutter und empfahl sich: „Man kann nicht Steine für Brot nehmen!“

Manchmal wurde sie von einem Lastauto mit Holzvergaser zur „Futterreise“ mitgenommen, bis in den Spreewald oder ins Oderbruch. Grubenarbeiter tauschten einen Sack Kohle aus ihrem Deputat für Kartoffeln, Rüben und Gurken ein. Tante Hilde hatte nichts anzubieten als die ergreifende Geschichte von den sechs hungernden Kindern und deren Großmutter mit Nabelbruch. Die Bauern klagten:

„Wir haben selber nichts, die Landwirtschaft liegt am Boden.“

Tante Hilde entgegnete schlagfertig: „Ja, wo soll sie denn sonst liegen!“

Sie kam manchmal mit leeren Händen zurück. Die Berliner waren schon vor ihr angekommen - in überfüllten Zügen, viele standen auf den Trittbrettern oder lagen bäuchlings auf den Dächern des Zuges - und machten ihr noch das Letzte streitig. Also hatte sich Tante Hilde auf dem Lande umgesehen und vorgefühlt, was da zu machen wäre.

Nach ihren Erkundigungen wurden wir gerufen: „Silke, Klemens, Xaver, kommt mal her!“

„Ihr wisst doch“, sagte meine Mutter, und ihr Blick sagte alles, Tante Hilde ergänzte: „Jeder muss sehen, wo er bleibt. Wir können uns nicht auf die faule Haut legen.“

Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe zogen wir los, mit zwei Kinderwagen und einem Sportwagen, in die umliegenden Dörfer zur Feldarbeit. Die Frauen halfen für einen Hungerlohn und Reste beim Heuen, beim Hacken von Rüben und Kartoffeln, beim Ziehen der Mohrrüben, beim Sensen des Getreides. Sie mussten die Getreidehalme abraffen, in Büscheln zu Garben binden und zu Hocken aufstellen. Danach wurden wir auf die Stoppelfelder zur Ährenlese geschickt. Wir waren nicht die einzigen, viele säumten die Felder und mussten ungeduldig geduldig am Rand auf einen Wink des Bauern warten, dann fielen alle wie die Heuschrecken über die Felder her. Jeder sammelte, so schnell er konnte, um anderen zuvorzukommen, um nicht leer auszugehen. Und wenn wir Durst hatten, rissen wir uns schon mal eine Wasserrübe aus einem Feld nebenan. Dann versteckten wir uns gern in den Strohpuppen, auch wenn es ganz schön hachelte.

Wir durften auch Hühner, Gänse und Schweine füttern und die Ställe ausmisten und den Mist auf Karren laden, was uns manchmal ganz schön stank. Lieber streichelten wir das einzige übriggebliebene Pferd und verscheuchten mit Birkenzweigen die Fliegen von seinen Augen.

Bei der Kartoffelernte auf den sandigen Äckern wurden Ochsen zum Umpflügen der Kartoffelreihen eingespannt und hinter dem Bauern folgten Frauen gebückt in den Furchen und sammelten die braunen Erdäpfel in Körben ein. Danach waren die Felder das Reich der Kinder und wir stoppelten die übersehenen Kartoffeln zusammen, die waren wie die Ähren gratis, und wir stopften unsere Rucksäcke so voll es ging.

Die Abende, an denen Kartoffeln noch auf dem Acker im Kartoffelkraut gebacken wurden, was einen so schön beißend herben Geruch verbreitete, konnten wir dann gar nicht erwarten. Die Kartoffeln in den verkohlten Schalen waren für uns ein paradiesisches Mahl. Und danach sangen wir.

Je nach Jahreszeit wurden wir auch in die Blaubeeren, in die Pilze und in die Preiselbeeren geschickt. Klemens und Silke waren erfolgreicher als ich. Ich verwechselte oft Gallenpilze mit Steinpilzen und bekam dafür Dresche. Für unsere Ziege und die Kaninchen rupften und zupften wir Gras von Wegrändern und Brachen, Tag für Tag. Im Wald sollten wir Krüppelholz zusammensuchen. Wir stolchten gern durch das Dickicht, in dem es knisterte, manchmal ein Kuckuck rief und ein Specht an einen Stamm klopfte, in dem der Wind sang und raunte, in dem es ganz schön unheimlich war. Doch als unser Revier sauber gelesen war, schlugen wir auch tote Äste mit Stangen von den Bäumen.

„Was sein muss, muss sein. Da hilft nichts. Keiner darf sich drücken“, tönte Tante Hilde, „wir bekommen nichts in den Hintern geblasen! Wir wollen auch keinem zur Last fallen, doch wollen wir auch nicht in den Mond gucken! Also, was dann?“

Im Spätherbst, als die Ernte auf dem Lande eingebracht und die Zeit zum Ährenlesen und Kartoffelstoppeln vorbei war, meldeten meine Mutter und ihre Schwester Hilde das Schneidergewerbe an.

Not macht erfinderisch. Aus Alt wird Neu. Aus Wenig mach Viel. Als erstes wurde aus den Fahnen des Dritten Reichs der weiße Kreis mit dem schwarzen Hakenkreuz ausgeschnitten. Frauen und Mädchen bekamen daraus Röcke. Es gab noch nie so viele rote Tellerröcke wie nach dem Krieg: die kleine Rote Armee.

Und man sang: „Kinder, wie die Zeit vergeht, Kinder, wie sich alles dreht.“

Man wendete sich, man drehte sich. Man drehte alles um. Man verwendete alles, was sich fand: Gardinen, Vorhänge, Handtücher, Kissenbezüge, Bettzeug, Decken, Fallschirmseide, auch Anzüge und Mäntel der gefallenen Männer. Und man nähte Röcke, Blusen, Kleider und Kostüme daraus. Sogar die Uniformen wurden gewendet, mussten aber gemäß einer Verordnung des Alliierten Kontrollrats umgefärbt werden. Man sehnte sich sowieso nach Farben. Aus der Not wurde eine Mode. Nach der Härte des Krieges waren weiche Linien gefragt. Es steckte wohl in allen die Sehnsucht nach Verwandlung und Verzauberung, nach Schönheit in einer Trümmerwelt. Man sehnte sich danach, was man nicht hatte, und das war ziemlich viel.

„Man muss jeder Zeit ihr Kleid geben“, sagte die eine.

„Was das Auge erfreut, erfrischt Geist und Körper“, sagte die andere.

Und meine Schwester Silke bemerkte: „Die Natur trägt auch keine alten Klamotten, ich möchte auch neue haben.“ Und meine Cousine Edelgard übertrumpfte sie noch: „Nicht einmal die Schlange kriecht in ihre alte Haut zurück.“

Die Schneiderinnen wollten nun zeigen, was sie konnten. Mit Nadel, Faden und Fingerhut, das Bandmaß um den Hals, den Faden zwischen den Lippen, die Schere im Blick: „Haste, was kannste.“

Ritsch Ritsch Ratatasch, Schnitt um Schnitt und Naht um Naht. Ratatasch.

Ihr Geschick hatte sich schnell herumgesprochen, die Nachfrage war rege und wir hörten jeden Tag vor dem Spiegel:

„Wie steht mir das? Wie gefalle ich euch?“

Tante Hilde behauptete dann jedes Mal: „Glauben Sie mir, Sie werden jede andere ausstechen!“

Und sie schmeichelte den Kundinnen beim Maßnehmen:

„Bella figura: Oberschöneweide, Wespentaille, Unterschöneweide. Sie haben die klassischen Maße. Fünfundachtzig. Neunundfünfzig. Vierundneunzig, Vielleicht nicht ganz, aber ihre Figur wirkt natürlich fraulicher.“

Wenn eine Kundin aus allen Nähten platzte oder ihr Gewicht vorn trug, stöhnte Tante Hilde aber:

„Mein Gott, wie mache ich das bloß? Ich kann mir doch nichts aus den Rippen schneiden, wenn ein Stück Stoff fehlt.“

Die heikelste Frage war stets: Wie passt das Schnittmuster zu den Körperproportionen. Am schwierigsten waren hagere Übergrößen und pummelige Untergrößen zu meistern, bei denen stimmte es hinten und vorne nicht. Weshalb sich Schneiderinnen immer wieder fürs Mittelmaß begeistern.

Manchmal gab es auch Krach zwischen den Schwestern:

„Stichelst du schon wieder!“ fauchte die eine und die andere besänftigte:

„Du kriegst auch alles in die falsche Kehle!“

Manchmal flogen die Fetzen. Wenn etwas, mit heißer Nadel genäht, nicht passte, stellte sich die Schuldfrage. Dann hieß es: „Aber Gretel!“, „Aber Hilde!“

Eine Kundin stritt einmal mit Tante Hilde sehr hartnäckig und meinte:

„Wenn mir etwas nicht passt, so lüge ich doch nicht. Ich bin doch so religiös.“
„All zuviel ist ungesund.“, erwiderte Tante Hilde und meine Schwester Silke, die aus dem Nebenzimmer hereinplatzte, wollte von der frommen Frau wissen: „Wie viele Engel können auf einer Nadelspitze tanzen?“

Bald zählten die Schneiderinnen auch russische Offiziersfrauen zu ihren Kundinnen. Da ich in der fünften Klasse das kyrillische Alphabet schon gelernt hatte, behauptete meine Mutter stolz: „Xaver, mein Zweiter, spricht Russisch“, weshalb ich, ein „Weltmann“ von elf Jahren, zur Beratung der ausländischen Damen ins Schneiderzimmer gerufen wurde.

Ich geriet gewissermaßen zwischen die Fronten, bekannte und unbekannt, und ich stand ziemlich befangen vor zwei russischen Offiziersgattinnen. Aber sie machten es mir leicht, sie eröffneten das Spiel. Sie gaben mir die Hand und redeten gleich auf mich ein, was ich in der Aufregung nicht verstand, ich hätte es sowieso nicht verstanden. Tante Hilde unterbrach den lebhaften Wortschwall der Kundinnen und forderte mich auf:

„Xaver, nun schreib ihnen schon endlich die einzelnen Kleidungsstücke auf Russisch auf! Da ist doch ein Blatt Papier und ein Bleistift.“

Folgsam schrieb ich die deutschen Wörter „Kleid“, „Bluse“, „Rock“, „Jacke“, „Kostüm“ in kyrillischen Buchstaben auf, wobei ich den Ehrgeiz hatte, es in Schönschrift auszuführen. Ich reichte den Russinnen das kunstvoll beschriebene Blatt, sie schauten drauf und beide strahlten, weil sie die Wörter lesen konnten. Doch nach einer kurzen Überlegungsfrist wechselte ihr Gesichtsausdruck von einem Augenblick zum anderen, man merkte ihnen die Enttäuschung an, denn sie verstanden nicht, was diese Wörter bedeuteten. Eine der beiden fragte dann auch stirnrunzelnd:

„A shto jest Kleid? Pokahschi mnje!“ („Aber was ist Kleid? Zeige es mir!“) und sie nahm fragend – wegen der kyrillischen Buchstaben hatte ich offenbar bei ihr einen Stein im Brett - meine Hand und legte sie an die Seitennaht ihres Kleides. Sie roch stark nach Schweiß und Parfüm. Und dann sagte sie, mit den Augen zwinkernd, und zeichnete dabei ihre Körperlinien nach:

„Smotri, u menja kraziwaja grudch, kruglaja popka i kriwije nogi.“ („Schau her, ich habe eine schöne Brust, einen runden Po und krumme Beine.“)

Beide Russinnen schüttelten sich vor Lachen aus, meine Mutter schwieg betreten und lächelte gezwungen, vielleicht süßsauer, und ich wurde ganz rot. Ich hielt ihnen schüchtern ein Schulheft hin und machte mit dem Zeigefinger eine Schreibbewegung, eine schrieb mit gönnerischer Geste den anzüglichen Satz auf, natürlich in kyrillischen Buchstaben. Und ich konnte meinen Mitschülern stolz meine neuen sprachlichen Errungenschaften beweisen.

Beim nächsten Mal brachten die Offiziersfrauen ein französisches Modejournal und ein Wörterbuch mit. Ich suchte mit sportlichem Eifer die russischen Wörter heraus und sie lernten dabei die deutschen. Sie stachelten meine Neugier an und fragten mich die Namen der Kleidungsstücke und dann mit diebischem Vergnügen auch die Namen der Körperteile ab, was einige Male den geschamigen, freilich kleinlauten Protest meiner Mutter herausforderte. Ich lernte dabei die Damen besser kennen. Im Fragespiel natürlich.

Bei der Durchsicht der Schnitte im französischen Modejournal durfte ich meinen Senf dazugeben. Sie fanden darin jedoch nichts nach ihren Geschmack. Deshalb legte Tante Hilde ihnen ihre eigenen Entwürfe vor, die ihnen allerdings auch nicht

zusagten. Meine Tante reagierte patzig: „Wer nicht will, der hat schon!“ und fügte ärgerlich hinzu:

„Rutscht mir doch den Buckel runter!“

„A Tschotka“ („Aber Tantchen“), sagten die Russinnen, die den Unterton der Äußerung wohl verstanden hatten, versöhnlich.

„Tschotka“ - das wurde künftig der Kosename meiner Tante.

Meine Mutter witterte indessen ihre Chance, die Wünsche der Kundinnen herauszubekommen, indem sie mich wieder ins Spiel brachte, was freilich einige Stunden dauerte. Ich radebrechte auf Russisch, so gut es ging, wir sprachen mit Händen und Füßen, was die Damen jedenfalls vergnüglich unterhielt. Nach vielen Fehlversuchen, bei denen auch viele Skizzen angefertigt und verworfen wurden, hatte ich offenbar erraten, was ihnen vorschwebte: ein schräggeschnittenes kniekurzes Kleid mit tiefem Ausschnitt und angesmokten Trompetenärmeln plus Rückenblume. In Purpurrot für die eine, in Russischgrün für die andere, „aber mit grünen Ärmeln“, wie sie unverständlicherweise betonte.

Die Stoffe dafür hatten sie schon mitgebracht. Den Damen wurden dann die Stoffe angehalten und mit Stecknadeln provisorisch angeheftet. Danach wurden ihnen die Maße genommen, um sie ihnen in den neuen Kleidern wiederzugeben, was mein Augenmaß und meinen Blick für Proportionen schärfte.

Nachdem die Offiziersfrauen gegangen waren, sagte meine Mutter aufatmend: „Das Wörterbuch war ja ein gefundenes Fressen. Damit hast du die Falte ausgebügelt.“

Meine Schwester Silke machte sich indessen lustig über die Aufmachung und das Gehabe der Damen und dämpfte das Hochgefühl meiner Mutter mit dem trockenen Kommentar:

„Die haben ja einen Geschmack wie die Kuh am Sonntag.“

Als die Damen zur Anprobe kamen, waren sie ganz entzückt, dass ich ihre Intentionen so vollkommen erfasst und vermittelt hatte und sie schenkten mir eine Übersetzung von Turgenjews „Erste Liebe“.

Bei der Anprobe wurde alles nochmals nachgemessen, abgemessen und angemessen - die Dame im Kleid mit den grünen Ärmeln summt indessen die alte englische Weise „Greensleeves“ - Nähte und Säume wurden abgesteckt, angehext, geheftet, Fäden gezogen, getrennt, gestichelt.

„Nur jetzt nicht zappeln, nur noch ein Stich“, flehte meine Mutter.

Beim Abstecken der Kleider waren die Damen freilich nicht so vergnügt, wenn die Stecknadeln, weil sie doch zappelten, in ihre Haut stachen, was sie stets mit einem vorwurfsvollen „Aua, Aua“ begleiteten, worauf Tante Hilde nur gewartet hatte und schadenfroh strahlend rief sie aus:

„Schönheit muss leiden!“

wofür ich im Wörterbuch wieder eine passende Übersetzung finden musste. Doch ich hatte Glück, der Satz gefiel den Damen offenbar. Sie betrachteten sich, von sich selbst entzückt, im Spiegel. Und Tante Hilde strahlte sie auch an:

„Alles Maßarbeit, meine Damen! Feinste Nadelstiche!“

Die Damen zerrten den Stoff allerdings einige Male unsicher hin und her, verzogen ihr Gesicht und sahen Tante Hilde fragend an, die aber souverän erklärte: „Es darf doch nicht wie angegossen passen.“

„Potschemu?“ („Warum?“)

„Das wäre nicht so bequem. Und man könnte sich nicht frei bewegen.“

Bei einem kurzen Blickwechsel schienen die Damen pikiert, deshalb übersetzte ich beflissen etwas blumig, gewiss auch falsch, den Satz meiner Tante, was die beiden offenbar wieder heiter stimmte. Zudem lenkte ich sie ab, denn ich wollte unbedingt einen Satz loswerden, den ich irgendwo gehört und den ich mir gemerkt hatte. Ich wandte mich an die ältere der beiden Damen im grünen Kleid, in deren herben Gesichtslinien viele Geheimnisse eingekerbt schienen, die um Mund und Augen spielten, und ich sagte ihr:

„Ja ljubelju tebjja.“

Sie wurde rot dabei und meine Mutter wollte erfahren, was das heiÙe, doch ich winkte ab: „Wenn ich das wüsste.“

Ich wusste es damals nicht, aber der Satz klang sehr schön.

„Ja ljubelju tebjja“

(„Ich liebe dich.“)